

Die Cubaner.

Skizze von Clara Billel.

Es war zur Zeit, als ich in Paris des Malers Chaplin Frauen-Maler besuchte. Ich wohnte da im dritten Stock eines Hauses am Quai des Grands Augustins, dem ältesten von der Seine umflossenen Theile von Paris, nahe der City-Ansel.

Die hohen Fenster meines Zimmers schlossen ebenso schlecht, wie die Thüre, und im Winter war's da oft gruselig kalt. Zudem stießen die Stühle in der Region der dritten Treppe viel zu unruhig umher; trotzdem liebte ich diese Wohnung. Früh wachte mich die herrlichen Klänge von Notre-Dame, und vom Bett aus fiel mein erster Blick auf den Friedensengel der Sainte-Chapelle, dieses kleine Wunderwerk französischer Gothik. Vor mir aber rauchte die von Schiffen aller Art belebte Seine, deren herrliche Brücken ich rechts und links, soweit das Auge reichte, verfolgen konnte.

Meine Wirtin hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem alten Hause, — auch ihre Vorzüge überboten einige Mängel. Sie war mit ihrem ersten Gatten in der Habana reich geworden und hatte leiber als wohlhabende Wittwe einen jüngerem Mann geheiratet, den zu lieben ihr „Verhängnis“ war, wie sie behauptete. Nachdem er ihr Vermögen bis auf einen kleinen Theil durchgebracht, war das Paar nach der Heimat zurückgekehrt und hatte den Rest in jenem Hause angelegt, dem die Frau vorstand. Sie war immer noch eine vornehme Erscheinung mit ihrem schlanken Bausch, dem ungebleichten, dunkeln Haar, feingebildeten Händen und den schönsten, schwarzen Augen. Traurige Auen, die aber dann und wann ein Rau von Schmelze erhüllte, wenn plötzlich durch den schweren Kummer um ihren Taugenichts von Mann ein toller Einfall schoß. Da machte sie über diesen oder jenen ihrer Mieter eine Bemerkung, die von einer scharfen Auffassung der komischen Seite eines Charakters zeugte. Es war fast, als habe die Natur in der jenseitig aufsprühenden Laune dieser sonderbaren Frau einen Ausgleich gesucht, um schweres Leid erträglich zu machen.

Da ich für meine Mahlzeiten selbst forgte, wäre ich kaum näher mit ihr in Berührung gekommen, hätte die spanische Sprache nicht das Bindemittel abgegeben. Mir war sie damals, nach längerem Aufenthalt im Lande meiner Mutter, noch geläufig. Die Wirtin aber hatte sie die längste Zeit ihres Lebens, und immer mit Vorliebe gesprochen. Sie behauptete, außer mit ihrem Papagei und einem kleinen, weissen Spigel, die sie beide von der Habana mitgebracht, nur mit mir spanisch reden zu können. Sie suchte mich auch manchmal auf, um ihre Klagen in dem beliebten Nidom auszuflößen. Mitunter sah der Papagei, — ein unheimlicher, rother Vogel, der ihr gewöhnlich auf der Schulter saß, — sein „Carambal“ dazu, während der Spig ungeduldig knurrte, was, wenn es eine Meinuna ausdrückte, eben so am Platze war.

So wurde ich eines Tages Vertraute ihres Kammers, daß zwei junge Cubaner, die nach Paris gekommen waren, um Pastors Methode zu studieren, das Zimmer neben mir, das eben leer geworden war, verschmähen. Und Beide waren ihr warm von alten Freunden aus der Habana empfohlen worden.

„Was die Möbel anlangt,“ setzte sie hinzu, „so habe ich das Uebermenschliche versprochen; allein die rechten Zielfeststellen des Bodens,“ — sie sind heute noch in einigen alten Häusern der City Ansel üblich, — behagen ihnen nicht, und die kann ich nicht in Parquet verwandeln. Was aber junge Leute sind, die im Golde nur so wühlen können, die wissen ihren wahren Worthiel nicht zu schätzen, im Hause vertrauter Freunde ihrer Eltern zu wohnen, — die gehen lieber zu den Bestellschneidern vom Boulevard, deren Worte so glatt sind, wie ihre gewichtigen Fäden!“

„Ich wußte wohl, wie schwer's der armen Frau in ihrer Laue war, Südamerikaner, die im Golde wühlten, ziehen zu lassen.“

„Ist die Sache denn schon abgemacht?“ fragte ich.

„Nein,“ meinte sie, — „der eine hat seine Werthpapiere bei mir deponirt, wiederkommen muß er also, Hoffnung aber habe ich nicht.“

„Ich kannte doch ihre Ueberredungs-gabe.“

„Versuchen Sie's noch einmal,“ warf ich ihr hin, „trotzen hat schon oft geholfen!“

„Sie wurde nachdenklich, — lächelte dann auf einmal schlaun und sprang auf.“

„Haben recht!“ sagte sie, „ich will's noch mal versuchen!“

„Darum verken' ich mich.“

Mein Rath schien genügt zu haben. Als ich am Abend nach Hause kam, bemerkte ich, daß zwei junge Männer, schwächliche Gestalten, aus dem benutzten Zimmer traten und hinter sich abschlossen. Sie waren mit einer gewissen auffälligen Eleganz gekleidet, wie reiche Südamerikaner sie gern zur Schau tragen: gekrümmte, stark bemalte Haare, große Brillanten als Cravattknöpfe, und Schnurrbärte, so schwarz und glänzend, als wären sie durch flüssiges Wachs gezogen. Mit ihren runden Koblengaugen starrten sie mich neugierig an und arktischen.

Ich neugierte der Wirtin, die bald nach ihnen heraustrat, um das „Ueber-

menschliche“, was sie hinsichtlich der Möbel versprochen, anzuordnen, und im Vorbeigehen mir die alte Nachricht mitzutheilen. Weniger als ich, — das merkte ich bald, — war indeß mit zu der Nachbarhaft zu gratuliren. Nicht daß die jungen Mediziner sich lärmend betragen hätten, — im Gegentheil, — aber es war etwas anderes, das mich in ihrem Benehmen störte. Sobald ich nämlich meine Thür öffnete, sprang auch die ihre auf, mit feinerartiger Geschwindigkeit trat sie heraus, starrten einen Moment nach mir herüber, wobei sie entschieden einen Blick in mein Zimmer zu erhaschen suchten, grüßten dann flüchtig und fuhren wieder zurück.

Was im Anfang Anfall sein konnte, wurde mir lästlich, als ich eine Absicht vermuthen mußte, die mir allerdings ganz unverständlich blieb. Ich sprach darauf mit der Wirtin davon, in deren dunklen Auen ich ein eigenthümliches Jucken wahrnahm.

„Sonn' ganz charmanter junge Leute,“ — entschuldigte sie, — „und durchaus solib! Sie wissen ja, wie streng ich in dem Punkte bin, — aber Cubaner, — die müssen dreifert werden, — ich will es noch heut besorgen.“

Offenbar hatte sie mit ihrer „Dressur“ nicht gleich bezaunten. Am nächsten Morgen desselbe Manöver, als ich mich zu Chaplin beab. Wer aber beschreibe erst mein Erstaunen, als ich zurückkehrte und, — vom benachbarten Fenster augenscheinlich durch das meine ins Zimmer anwesend, — eine Orange finde, die aus den sie umgebenden wunderbaren Rosen, welche noch auf dem Fensterbrett lagen, auf den Boden der Luft war. Auf einem, mittelst einer Nabel an der Frucht befestigten Fetzeln stand ein Vers:

Toma, nina, esa naranja — No las portes con navaja — Es mi corazon dentro.

Auf Deutsch etwa: Nimm, Mädchen, diese Apfelsine, Zerfahre sie nicht mit dem Messer, Es ist mein Herz darin.

Man weiß ja, daß junge Leute, „die im Golde wühlen“, sich manches erlauben, was andere nicht wagen würden, — für diese ausländischen, undersetzten Bögel gab's auch Entschuldigungen. Allein wie sie eine so schlichte Person wie mich, die teinerlei Anlaß zu so albernen Späßen gab, damit belästigen konnten, blieb mir doch unbegreiflich. Während ich noch überlegte, ob ich mich vielleicht in die Wirtin, oder nicht vielleicht besser an die selber wenden sollte, vernahm ich ein leises Klöpfen an der Thüre und ein Stimmenrauschen. Näher tretend unterscheid ich auch die spanischen Worte: „Deissen Sie, — theure Senorita, öffnen Sie doch nur dieses eine Mal!“

Rasch machte ich die Thüre auf, die nur von innen, oder durch einen Schlüssel von außen geöffnet werden konnte.

Erstaunt fuhren beide Cubaner bei meinem Anblick zurück.

„Ich erwarte,“ — sagte ich in Spanisch, da ich wußte, daß ihnen das Französische noch nicht geläufig war, — „daß Sie mir jetzt eine Erklärung für Ihr seltsames Betragen geben werden. Treten Sie, bitte, ein!“

Sie warfen ihr runden Feueräder neugierig suchend in dem Zimmer umher.

„Wir haben Sie aber wahrlich nicht beleidigen wollen,“ stotterte der Eine.

„Da ich dieses Zimmer allein bewohne, so mußte ich Ihr seltsames Entgegenkommen doch auf mich beziehen.“

„Sie haben dieses Zimmer wirklich immer nur allein bewohnt?“ fragte der Zweite. Beide schienen sehr beunruhigt.

Hier mußte offenbar ein Mißverständnis walteten.

„Wie kamen Sie auf die Vermuthung, daß ich nicht allein wohne?“ inquirirte ich.

In diesem Augenblick schien ihnen ein Licht aufzugehen, was sich bei ihrer fühligen Lebhaftigkeit in einem Ausbruch wilden Lachens äußerte.

„Die Wirtin,“ — diese Vorspielgerin! — diese boshafte Betrügerin!“

„Wir sind ja, — Sie sind ja, — aber können Sie denn verzeihen? Es ist nämlich ganz unerbört!“ riefen sie zu erst abwechselnd in unaufmerksamen Worten, die sie mit lebhaften Gesten bekräftigten.

„Welch hatte ich nun den Schlüssel zu ihrem Huldigungen, die mir nicht galten.“

Die Wirtin, um sie an das Zimmer zu fesseln, hatte auf die ihr wohlbekannte Empfänglichkeit der Romanen für weibliche Reize gebaut; und ihnen erzählt, daß eine junge „Ideal-schönheit“ das Zimmer dazwischen bewohne, die aber leider von einer strengen Duenna, — das war ich natürlich! — bewacht werde, welche sie vor jedem männlichen Auge sorgfältig hütete. Ich konnte mir wohl denken, mit welcher alten Drachennatur sie bei entschiedenem Talent für solche Erfindungen mich auszustatten hatte!

nicht vermuthen. Blumen und Widmung waren ein natürlich Ausdrück ihrer Gefühle dem „Ideal“ gegenüber, dem sie sich zu nahen hofften, nachdem der „Drache“ sich entfernt.

Mir kam die ganze Geschichte so komisch vor, daß ich Miße hatte, den beiden Wirtinmännern gegenüber ernst zu bleiben. Allein sie küßten sich wirklich tief in ihrer Ehre als „Caballeros“ verkehrt, — auch hatten sie durch Schuld der Wirtin ja leider eine edle „Senora“ (weiland Drache!) schwer beleidigt! —

Die Senora verabs, allein es blieb ihnen immer noch die unangenehme Ueberzeugung, von einem „alten, geschmähten Weibe“, — wie sie die „einstige Freundin ihrer Freunde“ jeh titulirten, — hinter's Licht geführt worden zu sein. Der Verlust der „jungen Schönheit“, die sie bereits angeheiratet hatten, machte ihnen auch nahe gehen, — kurz, sie schienen entschlossen, unverzüglich ihre Sachen zu packen und ein Haus zu verlassen, an das nur eine Hinterlist sie gefesselt hatte.

Der Jörn gab ihnen so drastische Bewegungen, daß ich bedauerte, sie nicht gleich, wie sie da standen, auf die Leinwand werfen zu können. Davon ließ ich natürlich nichts merken, bat sie dagegen, die Geschichte so harmlos aufzufassen, wie ich selbst. Im leichthebigen Paris dürfe man solche Dinge nicht gleich traurig nehmen. Die Wirtin verdiente allerdings einen strengen Tadel, ein perfides Mittel gebraucht zu haben, sie zu gewinnen, allein sie dürften nicht verzeihen, wie theuer ihrem Herzen alle wären, die Spanisch redeten, und wie hier das Andenken an alte Freunde den Wunsch verdoppelt hätte, sie unter ihrem Dach zu sehen. Wollüchtere würde sie ihnen, nachdem der Auel erreicht, die List selbst eingestanden haben. Uebrigens dürften sie nach meiner Erfahrung überzeuget sein, daß sie, so sehr der Schein im Augenblick auch gegen sie lieh, geschäftlich nie von ihr vortheilhaft werden würden. Bei ihrer Unkenntniß der Pariser Verhältnisse sei das nicht zu unterschätzen.

Sie sahen sich an, — etwas verwundert augenscheinlich, daß ich die eigene Beleidigung so leicht nahm. Die Rede schien indeß ihre Wirtin nicht ganz zu verfehlen. Sie kamen schließlich überein, vor der Hand noch wohnen zu bleiben, während sie in ihrer bildreichen Sprache der „Hoffnung Raum gaben, daß der Tag einst dämmern möge“, an dem sie mir ihre Dankbarkeit für den guten Rath beweisen könnten. Ich gab darauf nicht viel, worin ich wohl unrecht hatte, denn dieser Tag sollte wirklich, und zwar recht bald „dämmern“.

Ein schwüler Augusttag war's, an dem mich aber nicht die Sonne, sondern die Pflicht im Hause hielt. Ich hatte einer Kameradin versprochen, mein Interim über ein blondes Mobell abzugeben, das ihr empfohlen war, als sie mir ihrem Rode entsprechend ersieht, sollte ich sie gleich für mehrere Stimmungen verpflichten. Die hübsche, blonde Frau war mit ihrem dreijährigen Töchterchen gekommen, einem süßen kleinen Pütel, in der Hoffnung, daß man dieses mit ihr zugleich verwenden könne. Ich nahm nun die Adresse und freute mich dabei am Gevappel des Kindes, dessen Mädchen die Mittags-Gitze besonders stark gefährt hatte.

Kurze Zeit nachdem Mutter und Kind mich verlassen, alle ein furchtbares Geschrei durchs Haus, das alle anwesenden Mieter an ihre Thüren rief. Die Wirtin, welche ein Schwächchen liebt und mit einem französischen Vorlieb nahm, wenn's kein spanisches sein konnte, hatte beide beim Heruntergehen angesprochen, um der Kleinen, wie sie sagte, ihren Papagei zu zeigen. Bei der Unterhaltung, in die sie mit der Mutter gerathen, hatte das kleine Mädchen, da der Papagei zum Sprechen nicht aufgelekt, angefangen den Spitz zu necken. Verstand das vermohnte Thier keinen Spaß, — halte sie zu sehr zugehrt, — man wußte nur, daß der Hund sich plötzlich gewandt und das Kind in die Hand gebissen hatte, — man konnte auf der weissen Haut deutlich die fihigen Zahnstichen sehen, — nur ein einziges hatte die Haut durchbissen und ein Tröpfchen Blut verurteilt, — ein winziges Tröpfchen nur! Was aber konnte an dem heißen Tage, wo kein Hund zu trauen war, ein solcher Biß nicht nach sich ziehen! Noch lauter als der Schmerz des Kindes war die Verzweiflung der blonden Mutter, die an diese Folgen dachte. Und als wolle der Spitz den Verdacht rechtfertigen, den er folglicht auf sich gezogen, lehrte er einem Rapf mit Wasser, den ein unsichtiger Mitbewohner ihm alsbald vorgelegt, trogta den Rücken.

Verzebens erklärte die Wirtin, daß ihr geliebter „amigo“ nicht nur in den Hundstagen, sondern selbst im kaltesten Winter diesebl Wasserfische schon gezeigt habe; man glaubte ihr nicht, besonders als das Thier, das seinen Vortheil nicht verliert, auch eine Tasse mit fetter Milch verschmähte. Jetzt stand es fest, — der Spitz war toll; mehrere Mieter versicherten nun auch, daß der Hund ihnen längst verächtlich vorgekommen wäre. Der kleine Mobell-Engel war sein Opfer geworden, — und die unallidliche Mutter bekam fast die Krämpfe.

„Wo sind die Cubaner, diese jungen Pastors?“ war meine erste Frage gewesen.

„Sie müssen so gleich von Besout im Palais Royal zurück kommen, wo sie täglich frühstücken“, sagte die Wirtin.

Selbst in diesem entsetzlichen Augenblick, der sie ihres unvergleichlichen „amigo“ zu kerauben drohte, ließ sie die Gelassenheit nicht vorübergehen, mit Miethern zu renommiren, die eins der feinsten Pariser Restaurants besuchten.

Sie hat mich überaus mit begneter Stimme, die Verhandlung mit den Cubanern einzuleiten. Seit jenen phantastischen Versuchen, diese an ihr Haus zu fetten, hatte eine rechte Vertraulichkeit zwischen ihnen noch nicht wieder Platz gegriffen. Gern unterzog ich mich diesem Verlangen und muß betonen, daß die auten Menschen ihr Versprechen alanzend hielten. Mit jener ritterlichen Zuorkommenheit, welche die Romanen den Frauen gegenüber so gern zur Schau tragen, suchte der Eine vor Allem die unglückliche Mutter in seinem schlechten Französisch zu trösten. Der Andere aber hatte schnell ein gut Theil von den Siphateiten, — Turon, überjudete Drangenblüthen u. dergl., — welche sie bevorzugen, aus seinem Zimmer geholt, um sie der kleinen Verwundeten in den Schoß zu werfen, die sie strahlend in Empfang genommen. Beide erklärten hinsichtlich des Spitz „amigo“, daß sie allerdings für die furchterlichen Veracht der übrigen Lausbewohner nicht theilten, ihre Meinung indeß Niemand aufbringen wollten. Darüber sollte ihr „cher Maître Pasteur“ entscheiden.

Sie hatten, um die Stunde nicht zu veräumen, zu welcher er jeden Nachmittags in seiner Anstalt zu treffen war, sofort einen Lohnwagen holen lassen, den sie selbst gewöhnlich benutzten. Die Mutter, das Kind auf dem Schoß, wurde in den Fonds gefahrt, während sie mit dem für weitere Bisse unschädlich gemachten Delinquenten auf dem Rückfuß Platz nahmen. Das ich neben der Mutter die Karawane begleiten mußte, war mir zuerst entsetzlich. Doch hatte diese so dringend gefleht, sin in der furchterlichsten Stunde ihres Lebens nicht zu verlassen, daß ich es nicht abschlagen konnte. Diese Stunde aber, wenn ich jetzt zurückdenke, sagt eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens in sich. Sie hat mir nicht nur die persönliche Bekanntschaft eines großen Gelehrten, sondern auch eines edlen Menschenfreundes verschafft, der Pasteur für alle war, die näher mit ihm in Berührung kamen.

Der Spitz, den Kopf in einem kleinen Sad von Leinwand, da leider die Maulföhre in Paris nicht, wie damals schon bei uns, obliatorisch waren, aufs Höchste empört über die unwürdige Behandlung, wurde dem armen Manne zur Consultation vorgeleitet. Obgleich von diesem für „vorsätzlich harmlos“ erklärt, mußte er doch sein Verbrechen an dem unschuldigen Kinde durch eine längere Quantaine im Institut Pasteur büßen. Er lehrte von dort mit seinem guten Namen, als „amigo“, — Freund des Menschen, — aber auch entsetzlich abgemagert, zurück, welchem Uebel seine Herrin, nicht zu seinem Besten, bald wieder abgeholfen hat.

Der Preis.

Von V. Willibald.

Gerade in dem Augenblick, als sie aus dem Hause traten, fing es an zu regnen. Der Vater blickte prüfend zum Himmel auf. „Das wird ein tüchtiger Regen sein“, sagte er. „Wir werden also wohl für heute auf unseren Waldspaziergang verzichten müssen.“ Karl und Kurt, die Zwillinge, zu weilen auch nicht ganz ohne Grund Max und Moriz genannt, machten enttäuschte Gesichter.

„Es hört jetzt gleich wieder auf“, meinten sie, indem sie flehentliche Blicke zu den schwarzen Wolken hinausschickten.

Aber der Himmel blieb unerbittlich. Immer dichter fielen die Tropfen. Bald waren es schon keine Tropfen mehr; in biden, durchsichtigen Fäden strömte das himmlische Rag hernieder. Die beiden kleinen Mädchen, die bei den ersten fallenden Tropfen in ihren weissen Sonntagkleidchen auf der Straße umhergesprungen waren und gelungen hatten:

„Mairegen, regne auf mich, Dann wach' ich!“

flüchteten schnell in das Haus gegenüber.

Karl verzog die Gegenwart seines Vaters und rief ihnen laut über die Straße nach: „Danne Luft!“ Der Vater nahm ihn wahr: „Hör' ans Ohr und sagte vermessend: „Was, Jungel! Man giebt weiten, Kleiner Mädchen doch keine Schimpfnamen. Ich beste, Lotte und Käthe sind ihre Freundinnen?“

„Nicht mehr“, antwortete Kurt, „wir haben Streit. Wir mögen überhaupt nicht mehr mit Mädchen spielen.“ Und da in diesem Augenblicke die beiden niedlichen Schwefelchen noch einmal hinausgeschauten, streckte er ihnen lang die Zunge heraus. Der Vater verzog die Lippen ihm den wohlverdienten Klaps, schob seine beiden hoffnungsvollen Sprößlinge ins Haus zurück und schloß die Thür.

Nun ging das Klagen an. „Was sollen wir den ganzen Morgen anfangen? Gehen wir, wenn der Regen aufhört?“

„Nein“, sagte der Vater, am heiligen Morgen nicht mehr, denn es ist jetzt im Walde zu naß. Vielleicht am Nachmittage, wenn Ihr artig seid.“

Die Mutter kam aus der Küche, die sie heute besorgen mußte, da das Mädchen Kirmesurlaub hatte, und zog den

Widerstreben die reinen weissen Blousen aus und die blauen Schulblousen an.

„Achte ein wenig auf die Jungen, daß sie keinen Unfug machen“, sagte sie zu ihrem Gatten, der an seinem Schreibtische Platz genommen hatte, nicht unzufrieden darüber, daß der plötzlich eingetretene Regen ihm eine unverhoffte Ruhe zur Erledigung einiger dringender Briefe verschafft hatte. Karl und Kurt öffneten zunächst ihre Botanischbüchsen und verzehrten mit wahrem Heißhunger die Butterbrote, die die Mutter ihnen für den Spaziergang mitgegeben hatte. Dann schleppten sie ein paar Stühle an's Fenster, knieten darauf hin und wuschelten mit ihren Blousenärmeln, da ihnen die reinen Taschentücher zu schade waren, die beschlagenen Fensterstheiben ab. Draußen goß es noch in Strömen. Die etwas abfallende Straße herunter rannen an den Bürgersteigen entlang rauschend und gluckend gelbliche Bäche.

Auf der anderen Seite der Straße am gegenüberliegenden Fenster erschienen jetzt Käthe und Lotte und schauten gleichfalls dem Spiele der Wellen zu. Zum größten Vergnügen der Zwillinge hatten sie noch ihre weissen Kleider an. Da ihnen augenscheinlich kein anderes Mittel zur Verfügung stand, um den Mädchen ihre feindselige Geminnung darzutun, schritten sie ihnen die furchterlichsten Fragen, bis sie bemerkten, daß ihre Kundgebung falsch aufgefaßt wurde und nur dazu diente, Lotte und Käthe zu amüßiren.

„Das feste auch noch!“, „Weißt Du was“, schlug Kurt dem Bruder und Gesinnungsgenossen flüsternd vor, „wir gehen auf die Straße und paddeln durch das Wasser. Dann ärgern sie sich.“

Der Plan fand den verdienten Beifall. Gerade als der Vater „mit vorzüglicher Hochachtung“ seinen ersten Brief beschließen wollte, lenkte das Schlagen der Hausthür seine Aufmerksamkeit vom Schreiben ab. Er wußte sich einer beunruhigenden Stille im Zimmer bewußt, und im nächsten Augenblick hörte er schon die Stimmen seiner Söhne draußen auf der Straße: „Hör, das dürft Ihr nicht! Hör, das dürft Ihr nicht!“

Auffrispern, durchs Fenster blickend, auf die Straße stürzen, und die beiden mitten im schönsten Wasservergnügen stören und ihnen dazu noch ein paar Obergeigen versetzen — das war alles das Wert der nächsten Minuten. Die Fortsetzung, Strumpf- und Schuhwuschel, Strafpredigt und Ermahnung, besorgte die auf das Jammergeschrei der Jungen bestürzt herzu-eilende Mutter.

Nach ein paar Minuten erschienen sie in etwas abgekühlter und herabgedrückter Stimmung wieder im Zimmer, sehr in ihrer Würde getränkt, weil die Mutter ihnen Pantoffeln angezogen hatte. Pantoffeln am Sonntagmorgen, an dem sie sonst immer die hohen Stulpstiefel trugen — das war unerhört.

„Was sollten sie nun beginnen? Der Platz am Fenster war ihnen verleidet, da sie bei dem rüchichtslosen Erscheinen ihres Vaters auf der Straße und bei seinem wenig höflichen Benehmen ein schadenfrohes Getischer aus dem feindlichen Quartier zu vernehmen glaubt hatten.“

„Wenn Ihr jetzt nicht artig seid, so habt Ihr den ganzen Tag Hausarrest“, sagte der Vater streng, „und wir machen auch heute Nachmittag keinen Spaziergang, und wenn das Wetter noch so schön wird. Stellt doch mal Eure Soldaten auf!“

„Die können alle nicht mehr stehen und liegen im Lazareth.“

„Dann nehmt ein Buch und lest etne Weile.“

Auf dem Tisch lag der Robinson, Kurt und Karl griffen zu gleicher Zeit nach dem Buche.

„Ich will den Robinson haben.“

„Nein, ich!“

Kurt rief Karl das Buch aus der Hand, Karl versuchte es wieder in seinen Besitz zu bringen. Der Bruder wehrte sich, indem er den Robinson als Waffe benutzte. Wiff, pass, schlug er dem Waffenlosen das Buch um die Ohren.

Karl, nicht faul, zog einen Pantoffel aus, und ehe der Vater herzu-springen konnte, war die schönste brüderliche Prügelei im Gange.

Nicht ohne Mühe gelang es ihm, die Klampfen von zu trennen.

„Zum Anduck, wenn Ihr jetzt nicht ruhig seid“, donnerte er. Dann griff er nach dem letzten Rettungsmittel, „Spielt doch eine Partie Halma. Dann seid Ihr beide beschäftigt.“

Sein Vorschlag wurde genehmigt, Karl holte das Spiel und stellte die Figuren auf. „Um was sollen wir denn spielen?“ fragte Kurt.

„Müßt Ihr denn dabei immer etwas gewinnen oder verlieren?“ entgegnete der Vater. „Spielt doch um die Ehre.“

„Nein, das thu' ich nicht“, erklärte Karl, „als wir gestern um die Ehre spielten und Kurt gewann, da hat er mich gehauen, weil er nichts bekam.“

„Und er hat mich geprügelt, weil ich ihm von meinem Gewinne nichts abgab“, unterbrach ihn Kurt. Zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß sie stets alles, was sie besaßen, redlich theilten.

„Dann werde ich Euch wohl einen Preis aussetzen müssen“, sagte der Vater lächelnd. „Wer gewinnt, der soll etwas bekommen, was mir in meiner Jugend als das Schönste und Beste erschien, was ich mir nur wünschen konnte, was ich mir nur wünschen

konnte. Ich hätte mein Leben eingesetzt, um es zu gewinnen. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, um es zu erlangen, und habe schließlich für mein ganzes Leben mehr als die Hälfte meines Einkommens verpfändet, um es zu bekommen.“

Die Jungen hatten mit großen Augen und offenem Munde zugehört. Es war ja unglaublich, was der Vater ihnen da verpaid! „Was ist es, Vater?“ fragten sie neugierig.

„Das werdet Ihr nachher schon erfahren. Ihr bekommt es aber nur, wenn Ihr mich kein einziges Mal mehr im Schreiben hört.“

„Kann man es theilen?“

„Theilen wohl nicht, aber verdoppeln.“

Der Vater lehrte an den Schreibtisch zurück, und die Zwillinge vertieften sich in ihr Spiel, dem Zeit zu Zeit eifrig miteinander flüsternd.

„Vater, dürfen wir mal etwas fragen?“ hieß es nach einer Weile.

„Du sagtest: in Deiner Jugend! — Würdest Du jetzt auch noch Dein Leben dafür einsetzen?“

Der Vater lächelte. „Ich kann es jetzt jeden Tag haben, ohne daß etwas Derartiges von mir verlangt wird.“

Natürlich! Väter können ja alles haben, was sie wollen! Sie haben ja Geld genug.

Karl hieß Kurt mit dem Ellenbogen. „Vielleicht ein Zweirad“, meinte er flüsternd. Das war das höchste Ziel seiner Wünsche.

„Ne, das gab's noch gar nicht, als der Vater jung war“, entgegnete der Bruder. „Das kostet auch zu viel Geld. Da kennst Du Vater schlecht. Vielleicht eine Tafel Chokolade.“

„Die kann man doch theilen.“

„Aber verdoppeln ist besser.“

Das Spiel nahm seinen langsamen Verlauf. Ihre Gedanken waren zu wenig bei der Sache. Der geheimnißvolle Preis gab ihnen zu viel zu rathen auf.

Für eine Tafel Chokolade brauchte er doch nicht Tag und Nacht zu arbeiten, begann Karl die Unterhaltung auf's Neue.

Kurt machte eine überlegene Miene. „Vater war ja ein ganz armer Junge. Das hat er uns doch erzählt. Oft batte er nicht mal Mittagessen. Erst seitdem er bei uns ist, hat er es gut gehabt.“

Dann vertieften sie sich wieder in ihr Spiel. Es war ganz still im Zimmer, und der Vater konnte in ungehörter Ruhe seine Briefe schreiben.

Endlich ein großes Freudengeschrei: Kurt hat gewonnen!

„Nun macht noch ein Spiel“, schlug der Vater vor, „damit Karl sich auch den Preis redlich verdienen kann.“

Wieder eine Zeit lang hörte man nichts als das Gleiten der Feder auf dem Papier und das Geräusch des Halma-Balles.

Schließlich trug Karl den Sieg davon.

Mit erwartungsvollen Gesichtern standen die Knaben vor dem Vater. „Bekommen wir es nun?“

„Ihr müßt zuerst die Mutter rufen“, sagte der Vater schmunzelnd, indem er befriedigt den letzten seiner Briefe mit der Adresse verpackte.

Die Jungen stürzten in die Küche. „Mama, komm schnell herein“, schrien sie durcheinander, „wir bekommen etwas — das Schönste — das Beste — Vater hat gesagt“, und sie zogen die Ueberreste ungestüm mit sich fort.

„Hier ist sie, Vater! Was bekommen wir nun?“

„Was ich Euch versprochen habe. Das Schönste, was ich mir in meiner Jugend wünschen konnte, das höchste Ziel meines Hoffen und Strebens, das, wofür ich Tag und Nacht gearbeitet habe — einen Kuß von Mama!“

Kurt und Karl sollen ein wenig enttäuscht gemessen sein. Erst nach vielen Jahren, als Lotte und Käthe nicht mehr in den Maitagen laufen brauchten, um zu wachsen, als Karl und Kurt auf der Straße den Hut tief vor den beiden hübschen Schwefelchen abogen, statt ihnen Fragen zu schreiben, haben sie verstanden, warum die Mutter dem Vater ohne weiteres denselben Preis gab, um den sie zwei Stungen hatten Halma spielen und still sitzen müssen.

Gute Gedanken.

Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.

Es gäbe keine Gesellschaft, alle Familienbande würden gelockert, wenn die Gedanken der Menschen auf ihrer Stirn zu lesen wären.

Wenn mein Herz nicht spricht, dann schweigt auch mein Verstand, sagt die Frau.

Schweige, Herr, damit der Verstand zu Worte komme, sagt der Mann.

An Rheumatismen und an wahre Liebe glaubt man erst, wenn man davon befallen wird.

Marie v. Ebner Eschenbach.

„In einem kühlen Grunde —“ Lehrt (in der Eingstunde den Text des von der Klasse aufzunehmenden Liedes erklärend): „Nun, was war das wohl für ein Ring, von dem der Dichter hier sagt: „Das Ringlein sprang entzweit —“ Der kleine Bestelstein (dessen Vater Juwelier ist): „s wird sein gewesen einer von die aana billian!“